

Im Minimum zweiäugig

Wie entsteht Denken?

Im Körper, antwortet *Alexander Kluge*. Im Leib. Er erzählt der NZZ am Sonntag vom 8. April 2018 ein Beispiel, das ihm ein Archäologe vermittelte. Vor 120'000 Jahren sei die Nähnadel etwa 700-mal erfunden und wieder vergessen worden – bis sich das Nähen zu einer allgemeinen Fertigkeit entwickelte. Nähen stellt Zusammenhänge zwischen Heterogenem her. So lässt sich aus Fellen eine zweite Haut nähen, um sich gegen Kälte zu schützen. Und Einfädeln durch ein Nadelöhr braucht Feingefühl, eine Koordination von Auge und Hand. Das hätte sich nach einigen tausend Jahren im Körper verinnerlicht. Die Konsequenz: das Verinnerlichen führte im Kopf zu Logik und Grammatik, zur Verknüpfung von Sätzen und Zusammenhängen. Das Nähen sei eine Grundeigenschaft, ähnlich wie das Kleben. Nähen und Kleben benötigen Fingerspitzengefühl. Dieser Begriff sei ein deutlicher Hinweis darauf, wie Denken entstehe. Ein schönes Bild: Denken und Fingerspitzengefühl bedingen einander.

Alexander Kluge geht einen Schritt weiter. Er erwähnt den Darm als instinktsicheren Bereich. Ohne Darm könnten wir nicht denken. Zudem seien die Ohren, zwischen denen das Gehirn sitze, eine gute Tür zur Welt. Als Gleichnis für Vernunft, die nicht nur im Verstand angesiedelt sei, sieht er auch die Fusssohlen, die Haut, Augen und Ohren. Jeder Körperteil steuere eine etwas andere Art von Vernunft bei. Ihren besten Sitz hat die Vernunft jedoch gemäss Alexander Kluge im Zwerchfell: Das lache nämlich. Kein Tyrann komme dagegen an.

Vernunft wird dadurch neuartig und eigentlich doch herkömmlich beschrieben...

Das Gleichnis von den vielen Gliedern

Was der Kulturschaffende Alexander Kluge heute ausführt, ist, davon bin ich überzeugt, auch vom "alten" Paulus (und wahrscheinlich von vielen Frauen und Männern) inspiriert. Im biblischen Brief an die Korinther beschreibt Paulus eine Erkenntnis, die wohl jeder Mensch macht. Ich zitiere aus dem 1. Brief an die Korinther Kapitel 12, Verse 14 – 26:

Der Leib besteht nicht nur aus einem Glied, sondern aus vielen Gliedern. Wenn der Fuß sagt: Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leib!, so gehört er doch zum Leib. Und wenn das Ohr sagt: Ich bin kein Auge, ich gehöre nicht zum Leib!, so gehört es doch zum Leib. Wenn der ganze Leib nur Auge wäre, wo bliebe dann das Gehör? Wenn er nur Gehör wäre, wo bliebe dann der Geruchssinn? ... Wären alle zusammen nur ein Glied, wo bliebe dann der Leib? So aber gibt es viele Glieder und doch nur einen Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich bin nicht auf dich angewiesen. Der Kopf kann nicht zu den Füßen sagen: Ich brauche euch nicht. Im Gegenteil, gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich. Denen, die wir für weniger edel ansehen, erweisen wir umso mehr Ehre und unseren weniger anständigen Gliedern begegnen wir mit mehr Anstand, während die anständigen das nicht nötig haben. Gott aber hat den Leib so zusammengefügt, dass er dem geringsten Glied mehr Ehre zukommen ließ, damit im Leib kein Zwiespalt entstehe, sondern alle Glieder einträchtig füreinander sorgen. Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm.

Das Bild des Leibes lässt sich als Gleichnis verstehen nicht nur für Vernunft, sondern auch fürs Zusammenleben einer Gesellschaft.

Kulturelle Mischlinge

Der Philosoph *Wolfgang Welsch* befasst sich in der NZZ vom 26. September 2017 ebenfalls mit dem Denken. Und im Hintergrund schwingt Paulus ebenfalls mit. Im Grossen beobachtet der Philosoph, wie alle Kulturen unterschiedliche Strömungen in sich verbinden. Ebenso seien im Kleinen heutige Individuen durch die Aufnahme und Verbindung unterschiedlicher kultureller Muster geprägt. "Wir sind kulturelle Mischlinge." Wenn Bürger*innen ihre faktische Transkulturalität anerkennen würden, wäre für die Praxis viel gewonnen. "Wer sich seiner eigenen inneren kulturellen Pluralität bewusst geworden ist, der wird im Fremden auch eigenes erkennen, anstatt von vornherein auf Abwehr zu schalten." Wolfgang Welsch warnt vor dem Hang zur Vereinfachung, der aber schier unausrottbar sei. Denn Weltvereinfachung sei so herrlich, man habe für alles von vornherein eine Antwort und eine Erklärung. Wer nur Schwarz und Weiss kenne und von Farben nichts wisse, komme mit einer simplen Optik bestens durch. Dass darüber der Reichtum und die Schönheit der Farben verloren gehe, störe den Farbverächter nicht.

Der Philosoph führt den Begriff des *Homo mundanus* ein. Wir Menschen seien aufgrund unserer biologischen Evolution in allem, was uns ausmache, grundlegend welthafte und weltverbundene Wesen. "Und wenn wir von unserer natürlichen Evolution her Weltwesen sind, dann sollten wir dies kulturell nicht durch nationale Bornierung konterkarieren, sondern wir sollten auch kulturell Weltwesen – also Kosmopoliten – bleiben." Bedenkenswerte Worte.

Übrigens: eine lokale oder regionale Bindung schliesse Kosmopolitismus nicht aus. Es sei gut, ein Standbein zu haben, und für viele Menschen bilde die lokale, regionale oder nationale Identität dieses Standbein. "Aber dieses Standbein darf nicht zum Klumpfuss werden, und es ist nichts ohne ein Spielbein." Wir sind wieder beim Bild vom Körper!

Wolfgang Welsch schliesst mit der Überzeugung. "Zweiäugigkeit sollte das Minimum sein." Entscheidend sei die Fähigkeit, über den eigenen Standpunkt hinauszugehen und andere Standpunkte zumindest versuchsweise einzunehmen. Zwischen verschiedenen Perspektiven wechseln zu können, sei eine elementare Fähigkeit vernünftiger Menschen. Zwar genüge für Rationalität eine einzige Perspektive, mit der gerate man aber allzu oft in Sackgassen. Darum im Minimum mit zwei Augen schauen. Denn in der Differenzierung stecke Kraft.

Stolperstein 1: Warum Diskriminierung trotzdem ein Hype geworden ist

Vom Soziologen *Rainer Paris* lese ich in der NZZ vom 14. Dezember 2017 eine Auseinandersetzung mit dem aktuell oft gehörten Schlagwort Diskriminierung. Es ist ein Stolperstein zur kraftvollen Differenzierung, ein Stolperstein zum Gleichnis des Leibes, ein Stolperstein zum Denken mit Fingerspitzengefühl. Und übrigens auch ein Stolperstein auf dem Weg zu Erkenntnissen rund um die zehn sozialen Milieus der Sinus®-Studie (*siehe Rubrik Mikroskop unter Gesellschaft*).

Der Aufstieg von "Minderheiten" gehört zum Mainstream. Zur Zeit regiert "Otto Normalabweicher" (Jürgen Kaube). Soziologen beschreiben das Zerfallen moderner Gesellschaften in Stämme mit je eigenen Wertorientierungen, Sittennormen und Oppositionen. An die Stelle eines übergreifenden Kanons gemeinsam geteilter Werte seien Binnenwelten spezieller Gruppen getreten. Beispielsweise protestieren sexuelle Minderheiten wegen kultureller Zurücksetzung und Marginalisierung. Heute

werde der Begriff der Diskriminierung systematisch trivialisiert und ausgeweitet, so dass jede – tatsächliche oder auch nur gefühlte oder unterstellte – Benachteiligung, Abwertung oder Geringschätzung als Diskriminierung gebrandmarkt werde. "Diskriminiert ist jetzt, wer etwas als Diskriminierung empfindet und andere der Diskriminierung bezichtigt."

Die Konsequenzen dieser Bedeutungsverschiebungen seien weitreichend. So erlange, wer Betroffenheit reklamiere, fast vollständige Definitionsmacht. Er ist Opfer – der andere automatisch Täter. Im Paradigma der Diskriminierung gebe es keine moralischen Dilemmata, auch keine Wechselseitigkeit.

Ein weiterer Effekt sei das Austilgen jeder Abstufung und Gradualität. Es geht um ein Entweder – oder. Entweder hat man ein Recht und kann nach Gutdünken davon Gebrauch machen – oder es ist einem verwehrt, und man fühlt sich ausgeschlossen. Es gibt nichts dazwischen.

Raum für Nuancen und Missverständnisse, Aushandlungen und Ambivalenzen gebe es nicht mehr. Fließende Übergänge existieren nicht. Ergebnis: eine kognitive Grobschlächtigkeit, ein Raster der Vereinfachung.

Ein weiterer Effekt: Gegen einen Diskriminierungsvorwurf kann man sich in Diskussionsräumen kaum wehren. Wer Vorbehalte einbringt, ist in der Defensive.

Die Ausweitung des Begriffs lasse überall neue Diskriminierungen entdecken, die man skandalisieren könne. Und aus Diskriminierungen erwachsen Ansprüche: Forderungen nach Kompensation und Ausgleich, nach neuen Ressourcen, die andere bereitstellen sollen. So werde Diskriminierung attraktiv, meint Rainer Paris.

Gelassenheit wäre eine Tugend

Der Soziologe beobachtet in den Diskursen dieser Art kein gewinnbringendes Zusammenleben unterschiedlicher Lebensführungen. Im Gegenteil: Erfahrungen würden eher auf ein gesteigertes Aggressionsniveau, auf eine Zunahme von Hass und Bösartigkeit hinweisen. Und es seien nunmehr Mehrheiten, die sich ausgeschlossen fühlen... Ein Ausweg aus Polarisierungen und Stigmatisierungen?

Rainer Paris empfiehlt mehr praktisches Augenmass (zweiäugiger Körper!) und mehr Gelassenheit. "Verschiedenheit, ja, und Ungleichheit für alle!" Da wir zur Zeit in einer extrem freien Gesellschaft leben, wäre das, "nüchtern betrachtet, ein Grund zur Freude."

Stolperstein 2: Spaltpilz Moralisierung

Reinhard K. Sprenger schreibt in der NZZ vom 11. April 2018 eine Polemik gegen den Spaltpilz Moralisierung. Er beobachtet ihn im westlichen Raum, in dem er eine seit 1989 tief verunsicherte Gesellschaft antrifft. Dazu würden auch Effekte der Globalisierung beitragen, ein Verlust von Traditionen, das Wegfallen normierender Verbindlichkeiten von Religionen sowie wirtschaftliche Umwälzungen.

Doch eine Gesellschaft könne nur funktionieren mit einem Kodex, der das Verhalten der Menschen jenseits des Gesetzes normiere. Er nennt diesen Kodex *Anstand*. Der müsse geschützt werden vor der Moralisierung, vor der Ausweitung der Kampfzone

auf alles und jedes. Moralisierung umschreibt der Philosoph, Autor und Unternehmensberater als Instant-Werkzeug, das weder historisch gewachsen noch naturrechtlich legitimiert sei. Moralisierung wolle Moral willkürlich herstellen.

Reinhard K. Sprenger macht fünf kritische Anmerkungen.

- Moralisierer wollen Ordnung schaffen. Sie machen aus dem "So-oder-So" einfach ein "Nur-So!" Sie teilen die Welt ein in Frauen – Männer, Inländer – Ausländer, Traditionalisten – Progressive, Fleischesser – Vegetarier, Vielflieger – Velofahrer. Das schafft Sicherheit und Überblick.
- Moralisierer weisen auf sich selbst zurück. Indem sie andere explizit abwerten, erhöhen sie sich implizit selbst. Negation sei Affirmation. Moralisierer seien in ihrem Machtrausch übergriffig, würden keine Grenzen respektieren. Sie zielen auf Ausschluss.
- Moralisierer kennen keine Individuennur Kollektive. Sie teilen die Gesellschaft in identitäre Gruppen auf, billigen der eigenen Gruppe Opferstatus und entsprechend höhere Ansprüche zu und stellen diese über das Wohl anderer Gruppen.
-
- Moralisierer denken nicht, sie urteilen. Mehrdeutigkeit, Ambivalenz, Kontextbezug kennen sie nicht. Auch nicht das Gute im Schlechten. Gern kapseln sie sich in dogmatischen Selbstbestätigungsmilieus ab. Alles ist schwarz-weiß, einfach, eindeutig. Und publikumswirksam. Sie wissen sich im Dienst einer höheren Sache, darum liegen sie moralisch richtig.
-
- Moralisierer bewegen sich nicht auf dem Gebiet der Paradoxie. Dass Moral sich in Unmoral, Recht in Unrecht wandeln kann, dass gute Absichten schlechte Folgen haben, egoistisches Verhalten umgekehrt sozialen Nutzen erzeugen kann – solche Gedankenwege beschreiten sie nicht.

Reinhard K. Sprenger schreibt zum Abschluss seiner Polemik, dass Moralisierung das Gegenteil von Moral sei:

"Ohne Moral geht es nicht. Aber ihre Überdehnung auf alle Lebensbereiche, die Segmentierung der Gesellschaft in Gute und Schlechte, zerstört den Wert der Moral: dem Zusammenleben zu dienen, nicht der Trennung."